

Die Weihnacht des Vinzenz Gildan

Autor(en): **Voegeli, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaersblätter**

Band (Jahr): **69 (1959)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901142>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Weihnacht des Vinzenz Gildan*

Großmutter saß im Lehnstuhl, die Hände gefaltet im Schoß; auf dem Fußsack schnurrte der Kater. Die Kinder waren über die Ofenbank gereiht, mit großen Augen und mäuschenstill. Vor dem Fenster sank die Dämmerung, kalt und langsam. In der Stube war es behaglich: die Bratäpfel sangen im Ofenloch, dufteten; und alles war so, wie man es später in Büchern las, damals – das ist lange her.

Wie manche von jenen Geschichten vergaßen wir nicht unterdessen! Wie doch verhielt es sich mit dem Spatzenhans, mit der Kräutergret? Wohin flatterte das süße Begebnis vom Beerenzwerg mit dem krausen Bart? Kam dann Advent, zog Schnee über Feld und die heilige Zeit, erzählte uns Großmutter Jahr für Jahr die liebliche Legende des zarten Gottes, des Christ, den dunkelhäutige Könige anzubeten kamen. Wir hörten die Geschichte vom Weihnachtsfest so vieler Leute, indessen im Herd die Scheiter krachten, St. Nikolaus mit jedem Tag näher war.

Soll ich aber nun von Vinzenz Gildan berichten, wie er sein letztes Weihnachtsfest beging, wird es bloß eine Geschichte werden, gut genug für mich selber und jene, die keine bessere erfinden können. Der Duft ist verflogen, der weiche Zauber, aus dem Munde der Alten in Kinderohren raunend, der ist auch dahin.

Es sind wohl hundert Jahre verstrichen und mehr, da saß in der Dämmerung eines heiligen Abends Herr Vinzenz Gildan im Wirtshaus zur alten Fähre als einziger Gast. Am Tische brütend, ein Gläschen zwischen den Fingern, stierte er öden Auges in die Stube und schien mit keiner Miene an den Heimweg zu denken.

Einst war in seinem Leben eine Zeit gewesen, da hätte er sich schön bedankt, in dieser traurigen Pinte zu sitzen, und noch dazu an einem so festlichen Datum! In diesem Wirtshaus zwischen Wackelfeld und den Wäldern, so einsam bei der Landstraße, mit brüchigen Mauern dem Flusse zugekehrt, wo einzig bummelnde Lumpe, grobe Gesellen und Mäusefänger einkehrten. Abends kam vielleicht noch ein versoffenes Bäuerlein hinzu, dem zu Hause die Schulden von den Wänden hingen, gurgelte eins, zog wieder ab, die Nase von Schnaps und Sorgen rot.

*) Aus dem unveröffentlichten Roman *Das Schankhaus zur alten Fähre* von Max Voegeli.

Die galanten Herren aus der Stadt hätten den greisen Gildan jetzt schwerlich wieder erkannt; die sanften Damen, deren Nacken des alten Freundes Finger oft liebkost, sie hätten vor Entsetzen gekreischt – denn er saß verwahrlost hinter dem grünen Kachelofen, lauernd vor Unglück, mit erloschenen Augen.

Im bleichen Licht des Tages war er vom Dorf hierher getrottet, gebückt und frierend, die Hände im abgewetzten Mantel, der einst großartigere Szenen mitgemacht. Zu beiden Seiten der Straße dehnte sich flaches Land, von dürftigem Weiß überzogen. In einem Nichts von grauem Winterhimmel verschwamm der Fluß am Horizont. Ein launiger Wind strich aus Norden, wirbelte Schneeflocken durch die Luft, so dünn, als wären sie bezahlt. Geduckt in dieser Öde kam die Schenke in Sicht: ein altes Haus mit eingesunkenem Dache, das es einer Zipfelmütze ähnlich in der Stirne trug. Es sah wenig einladend aus.

Vinzenz Gildan entdeckte jedoch ein dünnes Streifchen Rauch, das eilig vom Dache aufstieg. Es verhieß eine warme Schankstube, behagliche Ofenkacheln und machte ihm Beine. Als er die Schuhe am Fuß-eisen neben der Treppe scharrte, krächzte über seinem Kopf eine Krähe und strich aus dem entlaubten Pappelmast. Er schüttelte den Schnee vom Kragen, nahm seinen zerbeulten Zylinderhut vom Schädel und klopfte ihn mit flacher Hand – im Unterschied zu den übrigen Gästen der Föhrenschenke, die ihre Lappen unbedenklich am Ofen vertropfen ließen.

Der heutige Tag war ein Sonntag und mehr als das – ein Fest. Herr Vinzenz Gildan war am siebenten Tag in der Woche stets bis-siger Laune gewesen. Ein halbes Jahrhundert lang hatte er jeden Sonntag griesgrämig abgetan, sofern er nicht in der Stadt, in jenem Hause weilte, wo in Zimmern mit roter Tapete die Pfropfen aus langhalsigen Flaschen knallten, zur Freude schmiegsamer Freundinnen einer Stunde. Zwar geschah das selten genug; denn nichts ist teurer als die Schönheit; und damals war ein Taler noch ein Taler für Vinzenz Gildan.

Nein, er haßte den Sonntag. Rastlos stöberte er schon am frühen Morgen in Schubladen und Schränken, öffnete vergilbte Bücher, schrieb mit kratzender Feder Briefe, zerriß andere, zählte Zahlen zusammen und wieder zusammen und freute sich dabei nicht im geringsten, obgleich die Rechnung auf den Heller ging. Rief von der nahen Kirche die Glocke feierlich die Gläubigen zum Gebet, fuhr der alte

Geier mit einem Fluch aus dem Sessel hoch und verzog sich ins Innere seines feuchten Hauses. Er schlurfte in die Küche, seine Haushälterin aufzuscheuchen, die ein so verschimmeltes Kind Gottes wie er selber war. Dann zankten sie um einen Pappensiel, keiften und freuten sich noch obendrein an diesem schäbigen Betrieb.

Seit aber Vinzenz Gildan seinen Verstand verloren, hatte sich das gründlich geändert. Jetzt wäre er gern zum Essen über einen würzigen Braten gekommen und hätte abends gute Freunde zu einem Trunk geladen; er würde um diese Winterszeit einen warmen Ofen hochgeschätzt haben. Weit und breit aber war er nur gefürchtet. Keinen Menschen gelüstete, ein freundliches Wort an den bitterbösen Alten zu verschwenden. Handfeste Heizung gab es erst recht nicht; denn in seinem Dienste war das alte Weib so steinhart wie ihr Brotherr geworden und ließ sich nicht mehr erweichen.

Was blieb dem verstörten Geizhals übrig, als jeden Tag ins Wirtshaus zu trotten? Unter ehrbare Leute hingegen wagte er sich nicht. So war es denn nur die abgelegene Schenke hier draußen am Fluß, in die er sich getraute. Und sein Geld, durch ein Leben zu Haufen gekratzt, verstand er einzig noch in Schnaps zu verwandeln.

An diesem Abend saß der Alte in der Schenkstube auf schiefem Stuhl und paßte nicht schlecht in diese Umgebung. Den Kragen offen, mit lottriger Binde, Flecken im seidenen Rockaufschlag, mit abgerissenen Knöpfen, gebeutelten Ärmeln, durchgestoßenen Knien: Herr Vinzenz Gildan, Doktor der Rechte; Gebieter über drei Dutzend Heimwesen – erpreßt mit billigen Schuldbriefen – Patron des Sündenhellers; Judas Ischariot von Wackelfeld und Umgebung – in löchrigem Gehrock und mit blauer Nase! Und die gelbe Dämmerung, ins westliche Fenster dringend, färbte sein Gesicht und glänzte auf seiner Glatze. Saß da im Haus der trüben Seelen beim Glas; schluckte Kartoffelschnaps, während ins Dorf die Stille einkehrte und der große Friede mit der Nacht über Feld zog.

Er klopfte mit knöchigem Finger gegen die Wand, worauf die Wirtin aus der Küche geschlurft kam und die Flasche mitbrachte. Indessen das Gläschen erneut gefüllt wurde, meckerte Herr Gildan Latein in den aufgesprungenen Kragen. Seit er verdreht war, bediente er sich öfter großartiger Ausdrücke: die Bildung stieß ihm auf. Der Fusel sengte seine Kehle. Er schnalzte mit der Zunge, näßte die Lippen

und fing an, sich seiner Vergangenheit zu erinnern; denn der Stumpfsinn erlaubte, um ihn zu quälen, hin und wieder ein Stündchen Reminiszenz.

Herr Vinzenz Gildans Gewissen war sicher nicht mehr als ein Klümpchen ranzigen Talges. Seit er aber vor Habgier übergeschnappt, spürte er dieses armselige Bröcklein unangenehm an seinem Herzen kleben. Es drückte und es würgte und nahm ihm meist den Appetit auf die Hafersuppe, die ihm seine Magd dünn genug vorsetzte.

Mithin kam die Schenkwirtin abermals herein und machte sich in der Dunkelheit zu schaffen. Sie steckte die Lampe in Brand, die ein trübes Licht verbreitete. Ihr schien es noch zu hell; sie schraubte den Docht herunter, bis nur ein rußendes Flämmlein blieb. Das mochte reichen für den murmelnden Patron im Ofenwinkel. Mißmutig verließ sie den Raum; denn an Weihnachten möchte jedermann gerne verschont von solchen Gesellen bleiben.

Er hatte wohl Grund, lateinische Seufzer zu ächzen, der verkommene Herr Gildan am Tisch. Hinter tückischer Stirne stiegen ihm Bilder auf, häßliche Bilder, scheußliche Bilder: die traurigen Macheschaften seines verbrauchten Daseins; die Großtaten seiner Mannesjahre, daran er sich einst so lüstern gefreut.

Vor langer Zeit war auch er ein Knabe gewesen, so unschuldig wie nur je ein Kind. Doch geriet er dem alten Tobias in die Hände, seinem Großvater, einem gewaltigen Ehrabschneider vor dem Herrn. Und der Knabe gedieh nach dessen Muster. Als der alte Gildan seine kalten Augen endlich schloß, saß ein junger Gildan beim Sterbelager, schon so hart gesotten wie der andere, der in jener Stunde abtreten mußte. Und es reihte sich eine Gaunerei an die nächste, gleich als lebte der greuliche Tobias Gildan weiter in dem feuchten Haus beim dörflichen Friedhof.

Allmählich begann die finstere Gaststube vor des grübelnden Alten Blick zu verschwimmen. Die wenigen Stühle wankten lautlos um den kreisrunden Tisch; die Lampe darüber schien hin und her zu pendeln in grämlichem Takt. Und Vinzenz Gildan rief mit trockener Kehle nach Schnaps. «Schnaps!» schrie er, bis sein Gläschen von neuem gefüllt war.

Viele Jahre waren verstrichen, seit ihm das Schicksal ein Knäblein in die Hände gespielt, dem er hätte Vater sein sollen. Es war der Sohn seines Bruders; und Vinzenz hatte hoch für den Kleinen zu sorgen

versprochen. Meine Güte! Gildans Bruder hatte seinerzeit genau soviel wie er selber geerbt. Jetzt, da er tot, war sein Söhnlein der Erbe. Ein gar zarter Erbe, jung, kaum daß er lallen konnte, der außer Onkel Vinzenz keinen Menschen auf der schönen Welt besaß!

Kaum stak das Kreuz im Grabhügel des Vaters, wurde der kleine Tobias in einer Kalesche über Land kutschiert, weit über Land. Onkel Vinzenz saß auch in den Polstern und streichelte des Knaben Hand und kicherte. Spät am Tage hielt das Gefährt vor einem großen Haus, das still, von hohen Mauern umschlossen, zwischen Tannen träumte. Als sich das eiserne Tor hinter dem Knaben geschlossen und die Pferde den Onkel in flottem Trab in die Ferne entführt hatten, da wußte kein Mensch, außer Vinzenz Gildan selber, daß der blaßhäutige Erbe Haus und Park nie wieder verlassen würde. Das war einmal ein Fang! Und wie blöd der Bengel dreingeblickt!

Herr Gildan hatte die runden Kinderaugen längst vergessen, als er Jahre später das Erbe des Kleinen mit einer zackigen Handschrift quittierte. Jetzt aber, an diesem heiligen Abend, jetzt konnte er die braunen Augen des kleinen Tobias auf einmal vor sich erblicken. Weit geöffnet waren sie, reglos, mit einer traurigen Frage in die seinen gerichtet. Und Vinzenz Gildan krümmte abermals den Finger, schlug gegen die Wand, daß die Wirtin ungewöhnlich schnell mit der Schnapsflasche an seinen Tisch kam.

Hockt so ein Feger in der Pinte, brütend über seinen Sünden! Rutscht im Wirtshaus die Hose dünn, säuft Fusel wie ein Spundloch und kaut an dem, was vorüber ist, während ehrbare Leute bei schimmernden Christbäumen Süßigkeiten an Kinder und Kindeskindern verschenken. Tut das alles, mein Herr Vinzenz Gildan, weil er zeitlebens einem falschen Hunde zum Verwechseln glich; weil ihn die Lüsternheit nach Geld verdreht; weil er plötzlich und ganz ungereimt ein Gewissen spürt, mit dem er auch wieder nichts anzufangen weiß!

Wie sehr das Gewissen dem alten Wucherer zu schaffen machte, kann man daraus ersehen, daß er jetzt, als die Tür aufflog, sein Gesicht zum erstenmal seit Jahren in beifälligem Grinsen verzog. Zwar stolperte nur der feiste Kasimir in die Gaststube, begleitet von einem Windstoß, umtanzt von wirbelnden Flocken. Vor ihm tappte sein Hund: eine graue Haut, dem Hunger und Alter die Knochen aus dem Felle trieben. Herr Gildan jedoch erschienen diese abgerissenen Kun-

den als wahre Retter aus Seelennot. Er winkte den Stromer eilig neben sich an den Ofen und rief die Wirtin herbei.

«Triffst dich prächtig, Herr Doktor!», wisperte erfroren der Vagabund und streckte seine kurzfingerige Rechte über den Tisch. Alsbald tropfte das Wasser aus seinem Kittel, sammelte sich zu einer Lache um die Schuhe, während er ein erstes Wässerlein in die Gurgel warf. Wohlig streichelte er dann seinen Hund, der träumerisch auf der Ofenbank zu knurren anfing. Hernach leerte er ein nächstes Gläschen in den Hals hinab und erkundigte sich schnalzend: «Spiritus, Herr Doktor, heißt doch Geist, nicht?»

So einer war Kasimir Lyß, der Stromer, der ehemals ein Dichter geworden, weil er sich in ein Frauenbildchen verliebt, und ein Vagabund, weil er ein Dichter geworden war. Er hatte seine Geschichte hinter sich, wie andere Erdenkinder.

Kasimir zählte nämlich zu jener Sorte von Leuten, die den Herrgott einen guten, allzeit unsichtbaren Mann sein lassen. Sonst tat er nichts Nennenswertes. Überdies verliebte er sich einst auf einer Betteltour in ein Fräuleinchen und genas nicht wieder davon. Es war eine sanfte Städterin, die auf dem Hof des reichen Hicklinger zu Besuch weilte. Sie spazierte eben an einem sonnigen Morgen im Beerengarten, als Kasimir Lyß um die Scheune bog, ein weißes Huhn unter seinem Kittel. Der Strolch stand nicht übel verblüfft vor ihr still. Er schaute in ein samtbraunes Augenpaar; dabei gingen das zappelnde Hühnchen unter seinem Rock und sein Herz verloren. Nacht für Nacht, solange die Schöne noch auf dem Hofe weilte, schlich der Vagant mit weichen Knien ums Haus. Schließlich begann der verliebte Tropf auch sehnüchtige Weisen vor die Fenster zu krähen, daß der Bauer seinen Hund von der Kette losband.

Hund und Bettler schlossen in der ersten Nacht schon enge Freundschaft; wogegen das schöne Frauenbild abreiste, auf immer Kasimirs Auge entschwunden. Der Hund kehrte nicht mehr an die Kette zurück, sondern streifte fortan zwischen Wald und Wassergräben an des Vaganten Seite. Dieser konnte nun und nimmer das samtbraune Augenpaar vergessen, das so erschrocken aus den Himbeerruten geblickt. Er wurde, was man einen Dichter nennt, schwamm durch einen immerwährenden Seelenfrühling, dieweil er, allem Liebesleid zum Trotz, wie ein Blasebalg anschwell an Leib und Gemüt, ein Schwärmer zwischen Wackelfeld und den verstreuten Höfen.

So, wie er an diesem Abend nun dem beifallsabbernden Vinzenz Gildan von großer Liebe fabelte, so sang er den rübenziehenden Weibern im Feld, der tristen Kumpanei in verräucherter Pinte schon seit Jahren vor. Kein Mensch dachte weiter darüber nach.

Jetzt aber: ein Ach und Weh auf alle verbummelten Seelen, die auf unsicheren Beinen von zuhause fort sind, wenn der Winter seine windigen Bruchstücke ins Kamin bläst, die Welt mit Erfrieren anfängt!

Die Wirtin zur alten Fähre hatte schließlich genug von ihrer Kundenschaft. Worte halfen zwar nichts. Als jedoch die Nacht auf zehn Uhr rückte, war das Feuer im Ofen erloschen, indessen aus heimlich geöffnetem Luftloch die Bise in die Schenkstube eindrang. Herr Vinzenz Gildan, Kasimir Lyß und sein magerer Hund erhoben sich umständlich und zogen endlich ab, schwerfällig in die Nacht hinaus.

Zusammen hatte man gezecht, sich fein unterhalten; gemeinsam wollte man ins Dorf zurückwandern. Der Hund, mit eingekniffener Rute, zottelte schwermütig hinter ihnen, die ein wehleidig Liedlein anstimmten: Gildan mit rostiger, Kasimir mit dünner Schnapsersstimme. Sie verstummten indessen nach wenigen Schritten. Der Nord trieb körnigen Schnee in ihre offenen Münder. Der Strolch, ohne Mantel und Hut, schlotterte, während Gildan seinen Zylinder auf dem nackten Schädel festhalten mußte. Überdies waren sie nicht ganz schlüssig, wo eigentlich der Weg nach Wackelfeld zu finden sei.

Es hatte prächtig geschneit, während sie beim Schnaps die Zeit vertrödelt. Weich sah die Welt aus und weiß, ganz erstickt im Schnee. Schweigend stapften sie nebeneinander her und waren ein Weilchen recht kleinlaut. Bald aber schien die scharfe Luft den alten Gildan zu beleben, dieweil des Stromers Rausch bedenklich auswuchs. «Für dich –», so begann er zu krähen, «– für dich Mariechen –» so hatte er sein unbekanntes Liebchen getauft, «– für dich leiden wir heiße Bitternis in der Nacht!» Dabei focht er sich um die Ohren. Er drohte endlich hinzufallen und klammerte sich an den Arm seines Begleiters fest.

Je weiter sie kamen, desto schwerer fiel es Gildan, den fetten Trottel auf den Beinen zu halten. Er packte darum seinen Kragen und stieß ihn so vor sich hin. Das mißfiel dem Trunkenen. Er knurrte böse und verwandelte sich schnell in einen zornigen Schreihals. Das Elend ergriff ihn. Er ließ die kurzen Arme durch die Luft kreisen, während

der Schneefall um seinen struppigen Kopf wirbelte. Dann heulte er gar vor Angst, weil er Gildan, der hinter ihm wankte, nicht sehen konnte. Und sein frierender Hund heulte kläglich mit.

Eben hatten die treibenden Flocken noch der beiden Gesichter verhüllt, nun tanzten sie auf ihre Rücken herunter. Das fadenscheinige Mäntelchen Vinzenz Gildans flatterte unversehens um seine dünnen Beine. Ein langgezogener Pfiff ging durch die Luft. Hoch oben in der Nacht fauchte es; und der Schnee rund um sie her fing an zu stieben. Die einsamen Gespenster mußten sich gegen den Wind vorbeugen. Gildan konnte nur mühsam noch den umfangreichen Gesellen vor sich erkennen, den er fest am Kragen führte. Setzte einmal der stöhnende Wind aus, erreichte sie das winselnde Klagen des Hundes, der seinem schwankenden Meister folgte.

Gildan blieb als erster stehen. Nach seinem Ermessen hätte man längst im Dorfe sein müssen. Schnaufend schien jetzt auch Kasimir seinen Verstand zurückzugewinnen, mannhaft wetternd über Sturm und Finsternis. Dann wechselten sie mühsam die Richtung, unter vereisten Brauen in die Nacht voraus starrend. Doch schien es, als hätte der Wind die Erde kahlgefegt: Bäume, Behausungen, selbst den nächtlichen Fluß, alles begraben in einem hochgehenden Meer von grauem Gestöber. Unter ihren Füßen merkten sie weder Straße noch Pfad. Bei jedem Tritt sanken sie in einen weichen Teppich, der in die Ewigkeit entrollt schien.

Von böser Schicksalsbürde gebeugt, torkelten sie hoffnungslos dahin, gezaust vom Wind, durchfrozen, verirrt und weinerlich in der heulenden Nacht. Auf einmal blieb Vinzenz Gildan stocksteif stehen, ächzend vor Überraschung. Vor ihnen war ein winziges Licht aufgeblüht, rötlich, versiegend und wieder erglimmend im Flockengestöber. Mit knöchigem Griff packte er Kasimirs Schulter und wies dorthin voll Hoffnung. Der atemlose Dichter, verrückt wie er war, schrie abgerissen und großartig in den sausenden Wind: «O du Licht verirrter Wanderer! Licht meiner Seele! Sei begrüßt!» Dann kämpften sie mit neuer Kraft diesem Licht entgegen, das, mochte es aus einem Stall oder aus fettem Gehöft herüberleuchten, ruhig in der wogenden Finsternis stand.

Glücklich stotternd ermunterten sie sich gegenseitig und lachten froh. Fauchender Wind und zischender Schneezug schreckten nicht länger. Kasimir, vor Freude ganz aufgelöst, fing an, von der Weih-

nachtsstunde zu fabeln, die wohl jetzt drüben im Dorf mit Glocken und Weihrauch begrüßt würde. «Zusammen, mein Freund Vinzenz, alter Knacker, wollen wir diese Stunde feiern!» Er schnaufte und zerrte an Gildans Ärmel. Sie versprachen sich feierlich, des Erlösers Geburt gemeinsam zu begehen, die Messe zu besuchen, sobald sie erst zwischen die Häuser kämen.

Indessen hatte ein schweigender Begleiter munter Schritt gehalten. Sie glaubten ihn weit hinter sich und achteten nicht, daß Kasimirs Hund so eigentümlich klagte. Sie hatten ihn nicht abgeschüttelt! Im Gegenteil, jener andere Wandersmann ging hart an ihren Schultern. Seine Hand tastete bereits ihre Rücken auf und nieder. Und wohin war auf einmal das Licht gekommen? Wohin! Sie drehten sich erschreckt, glaubten sich abermals verirrt; doch glotzte ringsum nur öde Finsternis, grausam belebt allein von totem Schnee, der immerzu sank.

Da setzten sie sich, wo sie standen, um auszuruhen.

Was sang nun der Sturm so hohl, so höhnisch? In ihren Ohren brauste es wild; von unten kroch eisige Kälte in die Glieder. Und woher kam die leise Musik, so träumerisch, so fein, süß wie aus Engelmündern gehaucht? War das schon die Christmette, die mitternächtige? Sang man das gleitende Lied von des Erlösers Geburt? Gingen sie nicht bereits Arm in Arm inmitten der Dörfler zum hohen Feste?

Vinzenz Gildan ließ seinen steifen Hut fallen, den er fortwährend festgehalten. Verstohlen grinsend, stieß er Kasimir mit dem Ellbogen an. «Der da neben dir!» raunte er. Und der Vagabund, sich wendend, erblickte zur Seite ein Bäuerlein mit bleichem Gesicht. «Seine Hütte gehört mir», kicherte der Alte, «aber warte nur, Kasimir, dicker Bruder, bis nach der Messe!» «Was dann?» erkundigte sich wispernd der Strolch. «Dann bekommt er sein Heimwesen zurück, von mir, geschenkt, verstehst du?» sagte der Wucherer. So versprach Gildan dieses und jenes, sobald ein bekanntes Gesicht in der Nähe auftauchte; denn sie stolperten längst im Zug einer Menge von Männern und Frauen der Kirche entgegen.

Kasimir erkannte wenige Schritte vor sich den alten Hicklinger, jenen Bauern, dem er einst ein Hühnchen hatte stehlen wollen. Diese Erinnerung brachte ihn erneut dazu, an seine verlorene Dame zu denken, an das flüchtigerblickte Liebchen, dem er ein närrisches Leben lang die Treue gehalten. Er machte seinen dicken Hals dünn, zu sehen, ob sie nicht ebenfalls unter den Kirchgängern schreite. Erstaunlich

war schon, wieviel Leute vor und hinter den beiden gingen. Es schien, als hätte sich die halbe Menschheit in Wackelfeld zur Mitternachtsmesse gefunden.

Vinzenz Gildan und Kasimir Lyß waren heilfroh, aus dem fürchterlichen Schneetreiben heraus zu sein. Trotzdem fühlte sich keiner von beiden im Innersten glücklich, obwohl sie jetzt Schulter an Schulter die Kirche betraten, dieweil Orgelklänge aufrauschend um ihre Köpfe brausten. Noch war genug freier Platz auf den Bänken. Aber sie ließen die Köpfe hängen und wankten langsam im Mittelgang, nach beiden Seiten schielend.

Des Wucherers graue Äuglein suchten auf der Seite der Männer; Kasimir tat dasselbe dort, wo die Frauen saßen. Doch fand weder der Vagabund seine vielangebetete Dame unter jenen Gesichtern, noch entdeckte der alte traurige Geier seinen Bruderssohn, dessen fragende Augen er nicht vergessen konnte. Geknickt kamen sie dem Altar immer näher. Endlich mußten sie hinter den Rücken dreier Männer stehen bleiben, die großmächtig und breitschultrig die Sicht verdeckten.

Der Vagabund stieß Gildan mit dem Daumen in die Seite. Der eine dieser Männer, das sah er deutlich und genau, hatte schwarze Hände, schwarze Ohren unter dichtem schwarzem Kraushaar, das eine goldene Krone umkränzte. «Meine Güte, Vinzenz», wisperte der Bettler, «ist das jetzt der Balthasar oder der Melchior?»

Doktor Gildan schwieg mit hängendem Kopf. Da sagte Kasimir laut und deutlich: «Ein heiliger Dreikönig ist er aber ganz sicher!»

Jetzt ließen sich die drei gewaltigen Männer auf die Knie nieder. Die erfrorenen Schnapsbrüder mußten sogleich die Augen schließen, derart blendete, was sie vor sich erblickten. Auf steifen Beinen standen sie vor der heiligen Familie, ganz nah der Krippe, darin auf Stroh der kleine Erlöser schlief.

«Kommt näher, liebe Leute!» ermunterte Joseph an ihrer Seite und schob den Stromer an der Schulter gelinde herzu.

«Komm ruhig, lieber Kasimir Lyß», sagte die Mutter des Krippenkindes, «wir kennen uns ja schon so manches Jahr».

Als der vertrottelte Schwärmer sein Gesicht aufhob, knickten also gleich seine dicken Beine; denn jenes braune Augenpaar, das ihn damals erschrocken aus den Himbeeren angeblickt hatte, das lächelte jetzt vor ihm.

«Bist du das?» stammelte er dünn und verschämt.

«Gewiß, lieber Freund», nickte die Gottesmutter, «merkst du es erst heute?»

«Und ich nannte dich immer nur Mariechen!» schnaufte der Bettler.

«Es ist wohl ein und dasselbe, lieber Freund», sagte Maria.

Da flog ein Leuchten um den struppigen Kopf. Und Kasimir Lyß, der Dichter, deklamierte mit spinnwebfeiner Stimme das schönste Gedicht seines Lebens, das er im selben Atemzug erfand – er wußte nicht wie und woher.

Herr Vinzenz Gildan kniete auch neben ihm auf den Fliesen. Er hielt seine häßliche rostbraune Hand vor den Augen. Tränen tropften zwischen den Fingern, Freudentränen. In der Krippe lag – das hatte er wie ein Wunder gesehen – der kleine Tobias, seines Bruders Kind, das er um Geldes willen aus der Welt getrieben glaubte. Lebte! Schlag die Augen auf, lächelte und blinzelte ihm freundlich zu.

Und als sie das geschaut, die beiden elenden Erdenpilger, waren sie hinübergeschlafen, geleitet von einem Wahrtraum, weich gebettet im Schnee. Der Hund aber, der bei seinem Herrn vor Marien gelegen, erlosch in derselben Stunde, während die Orgel des Schneesturms seine müden Ohren ersterbend füllte, die Ewigkeit ihn aufnahm, milde, gewaltig und freundlich, wie Menschen niemals getan.

Max Voegeli